

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00613-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Heike Kleen

Geständnisse einer Teilzeitfeministin

*Mein Verstand ist willig, aber der Alltag
macht mich schwach*

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

September 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung zero-media.net, München

Coverabbildung FinePic®, München

Satz aus der Abril Text

bei Dörlemann Satz, Lemförde

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00613-5

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Vorwort: Was um alles in der Welt ist eine Teilzeitfeministin?

5

Ich muss ein Geständnis machen: Ich bin eine Teilzeitfeministin. Teilzeitfeministin? Was bitte soll das sein? Dieser Begriff tauchte eines Tages wie ein nervöses Cookie-Banner vor meinem geistigen Auge auf, als ich in einem schonungslosen Moment meinen Alltag kritisch unter die Lupe nahm: ganz ohne Filter-App oder die übliche Schönrederei. Plötzlich fühlte es sich an, als würde ich ein Doppel Leben führen – nur leider ohne gelegentlichen Adrenalinkick oder sexuelle Ekstase.

Stattdessen sah ich Folgendes: Vormittags sitze ich am Schreibtisch und verfasse Texte über Gleichberechtigung – nachmittags bin ich allein für die gemeinsamen Kinder zuständig. Vormittags plädiere ich online für eine bessere Arbeitsteilung in der Familie, nachmittags lege ich offline die Wäscheberge zusammen. Vormittags mache ich mich für mehr Frauen in Führungspositionen stark, nachmittags lehne ich ein attraktives Jobangebot ab, um mehr Zeit für meine Kinder zu haben. Zu gern sage ich: Mein Mann ist selbstständig, er kann sich zu Hause nicht so viel kümmern. Ich wiederum bin selbstständig, damit ich mich zu Hause mehr kümmern kann.

Feministin bin ich offensichtlich nur halbtags, spätestens am Nachmittag finde ich mich in der traditionellen Rolle als Haus-

frau und Mutter wieder. Und es geht noch weiter: Ich plädiere für Body Positivity, für eine positive Einstellung gegenüber dem eigenen Körper, ich möchte die vom Patriarchat geprägten Schönheitsideale endlich auf einem riesigen Scheiterhaufen verbrennen, während alle Frauen so faltig und mopsig und grauhaarig darum herumtanzen, wie sie sind, ohne auch nur eine Sekunde über ihr Äußeres nachzudenken. Doch dann kommt das Pressefoto für dieses Buch, und ich überlege, ob ich nicht besser den Bauch hätte einziehen sollen und was Photoshop wohl so alles kann.

Sobald ich Texte von Feministinnen lese, bewundere ich sie für ihre Klugheit, ihre Weitsicht, ihr Leben. Und dann frage ich mich: Ob sie wie ich im Auto am liebsten auf der Beifahrerseite Platz nehmen, anstatt selbst zu fahren? Oder ob sie manchmal lächeln, obwohl ihnen gar nicht danach ist? Vermutlich nicht. Bestimmt schreiben sie, im Gegensatz zu mir, ihren Männern auch nie einen Einkaufszettel, und in ihren Sexphantasien geht es grundsätzlich gleichberechtigt zu.

Mein Verstand ist genauso willig wie ihrer, das weiß ich genau, aber der Alltag macht mich regelmäßig schwach. «Ich bin nämlich eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu», hat Ödön von Horváth mal gesagt, und es stimmt: Die Feministin in mir wird ständig vom Leben überrumpelt und in die Knie gezwungen – und viel zu oft bemerke ich das erst im Nachhinein.

Wie paradox mein eigenes Verhalten ist, fällt mir immer häufiger auf: Ich bin eine Feministin, die den Gender Pay Gap, also die ungleiche Bezahlung von Frauen und Männern, beenden will, aber dankbar lächelt, wenn sie statt der überfälligen Gehaltserhöhung ein Kompliment für ihr «tolles Engagement» bekommt. Ich bin eine Feministin, die auf dem Weg

zu einer Podiumsdiskussion über Körperakzeptanz mit großem Interesse eine Werbung für figurformende Unterwäsche studiert. Ich bin eine Feministin, die insgeheim aufatmet, wenn bei einem Projekt nicht nur Frauen, sondern auch Männer im Team sind. Ich bin eine Feministin, die sich über Sexismus aufregt, aber die Nachbarin anruft, damit auch sie einen Blick auf den gut gebauten Elektriker erhaschen kann. Ich bin eine Feministin, die über die verkrusteten Strukturen des Patriarchats schimpft und sich anschließend bereitwillig von einem alten weißen Mann zum Essen einladen lässt und sanftmütig das Köpfchen zur Seite neigt, wenn er ihr die Welt erklärt.

7

Das geht so nicht weiter.

Es wird höchste Zeit, meinem Teilzeitfeminismus auf den Grund zu gehen. Geht das nur mir so – und woher kommt mein widersprüchliches Verhalten? Muss ich mit meiner Doppelmorale leben, oder habe ich zu hohe Ansprüche an mich selbst? Vielleicht muss ich auch den Begriff Feminismus freier denken. Oder mein Leben einer Kurskorrektur unterziehen. Finde ich einen Schuldigen, dem ich mein Dilemma in die Schuhe schieben kann – der Biologie, meiner Erziehung, dem Patriarchat? Oder bin ich beides: «Halb Opfer, halb Mitschuldige, wie wir alle», wie Simone de Beauvoir ihren Lebensmenschen Jean-Paul Sartre zitiert?¹

Ich lebe in einem Land, in dem die Gleichberechtigung im Grundgesetz verankert ist, ich kann eigentlich kein ohnmächtiges Opfer der äußeren Umstände sein, wir Frauen müssten unser Leben doch frei gestalten können! Dennoch hat die traditionelle Rollenverteilung hierzulande nach wie vor Hochkonjunktur, das zeigen nicht nur die Statistiken. Für

¹ Simone de Beauvoir: «Das andere Geschlecht», S. 263

diese Erkenntnis genügt ein Blick in Vorstandsgremien (überwiegend Männer) und auf Kinderspielplätze (überwiegend Frauen). Schwer zu glauben, dass diese Aufgabenverteilung ausschließlich freiwillig vonstattengegangen ist.

Mehr Mütter als Väter fühlen sich für ihre Familie verantwortlich, und die Mehrheit der Frauen ist angeblich bereit, zehn Punkte ihres Intelligenzquotienten zu opfern, wenn sie dafür einen vermeintlichen Schönheitsmakel ausmerzen dürfte. Was ist in unseren Köpfen bloß los?

Einer der berühmtesten Sätze von Simone de Beauvoir lautet: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.»² Das Zitat wird häufig falsch wiedergegeben, wie auch Margarete Stokowski in *Untenrum frei* erklärt.³ Viel zu oft heißt es: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird dazu gemacht.» Das ist ein großer Unterschied: Werden wir von unserer Umwelt, von unserer Gesellschaft zu Frauen gemacht, sind wir wehrlose Objekte, denen eine Zwangsjacke mit der Aufschrift «Frau» verpasst wird, aus der wir uns nicht mehr befreien können? De Beauvoir schrieb 1949 in ihrem Grundlagenwerk *Das andere Geschlecht*: «On ne naît pas femme: on le devient», also man «wird» zur Frau, nicht, «man wird dazu gemacht». «Devenir» ist ein aktives Verb, kein passives. Wir Frauen haben dem Zitat zufolge also einen aktiven Anteil an diesem Prozess – aber wie groß ist der?

Ich möchte wissen, wie ich zur Teilzeitfeministin wurde und warum ich es bis heute nicht immer schaffe, gleichberechtigt zu leben, zu denken und zu handeln.

² Simone de Beauvoir: «Das andere Geschlecht», S. 265

³ Margarete Stokowski: «Untenrum frei», S. 23

Mein Leben als Teilzeitfeministin

Ich kann nur meine persönliche Geschichte erzählen, es ist keine dramatische: Sie handelt weder vom Aufstieg aus prekären Verhältnissen noch von systematischer Unterdrückung oder gar Missbrauch. Als weiße heterosexuelle Frau aus der Mittelschicht war ich weder von Rassismus betroffen noch musste ich meine sexuelle Orientierung erklären, außerdem hatte ich ideale Bildungschancen. Es ist die gewöhnliche Geschichte eines Mädchens aus gutem Hause, das ausgezogen ist, um in einer gleichberechtigten Gesellschaft zu leben. Ich gehöre einer Generation an, der gesagt wurde, dass sie alles haben und erreichen kann, völlig unabhängig vom Geschlecht. Aber vorgelebt hat man mir etwas anderes: Ich wurde in den 1970er und 80er Jahren in einem Umfeld sozialisiert, in dem Frauen die klassischen Rollen einnahmen und Männer das Sagen hatten. Dennoch glaubte ich lange, dass der kleine Unterschied keine großen Folgen für mein Leben haben würde. Vielleicht würde ich das immer noch denken, wenn ich keine Kinder bekommen hätte, denn die Mutterschaft zerschmettert den Mythos von der Gleichberechtigung gnadenlos. Als Bonustrack zu den Altlasten meiner Prägung flüstern mir Werbung, «Frauenzeitschriften» und die sozialen Medien heute ein, was ich als Frau und Mutter leisten sollte (beruflich erfolgreich, aber bitte auch häuslich und kinderlieb, durchaus emanzipiert, aber nur so, dass die handgeklöppelte Osterdekoration nicht leidet) und wie ich dabei im Idealfall auszusehen habe (auf natürliche Weise schlank, schön und sexy, also weder aufge-

spritzt noch abgemagert oder vulgär, sondern gesund ernährt, manikürt und gewaxt) – und trotzdem soll ich dabei immer gut gelaunt sein. Wie soll das bei diesen Anforderungen bitte gehen? Nach einem feministischen Manifest klingt das nicht.

Ich hatte mir das gleichberechtigte Leben als emanzipierte Frau deutlich einfacher vorgestellt. Einige Fallen habe ich mir selbst gestellt, in andere bin ich nichtsahnend hineingestolpert. Ich bin nicht so frei, wie ich dachte, und in dunklen Stunden darf mein Lebensentwurf von einer gleichberechtigten Frau getrost als gescheitert bezeichnet werden. In solchen Momenten denke ich: «Wenn ich mit dem gleichen IQ und exakt der gleichen Berufserfahrung ein Mann wäre, würde ich um 15.30 Uhr nicht Unterhosen zusammenlegen und den Streit im Zimmer nebenan schlichten. Ich würde zwei Kinder haben und trotzdem in diesem Moment einer deutlich interessanteren und darüber hinaus bezahlten Arbeit nachgehen!»

Ich bin neidisch auf das Klonschaf Dolly. Ich möchte eine Kopie von mir erstellen lassen, mit der ich mir mein Leben aufteile. Eine Sekunde später denke ich: «Meine Güte, stell dich nicht so an, es ist nur Wäsche – und du willst von den Kindern schließlich auch etwas mitkriegen.»

Wenn ich mich heute umschau, merke ich, dass ich nicht allein bin mit diesem Gefühlsdilemma. Ich sehe abgekämpfte Frauen, die jeden Tag aufs Neue versuchen, ihre Position zwischen Kindern, Küche und Karriere zu finden und dabei Kompromisse eingehen. Sie alle sind oft müde, manchmal schlecht gelaunt und haben fast immer das Gefühl, nicht zu genügen.

Sie alle ringen im Alltag immer wieder um Zuständigkeiten im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung. Bei solchen vermeintlichen Kleinigkeiten geht es um nichts Geringeres

als um Machtverhältnisse, die ununterbrochen neu ausgelotet werden müssen. Die Corona-Pandemie hat sichtbar gemacht, was viele Frauen seit Jahren geahnt haben: Wir sind längst nicht so gleichberechtigt, wie wir es uns gern einreden. Und auch wenn wir uns als Feministinnen bezeichnen, sieht unser Alltag oft nicht sonderlich gleichberechtigt aus. Sagte ich schon, dass wir erschöpft sind?

11

Seit ich Mutter bin, schlägt mein Teilzeitfeminismus immer häufiger zu: Ich will meinen Sohn zu einem sanftmütigen, liebevollen Menschen erziehen und kann aus dem Stegreif einen Vortrag über toxische Männlichkeit und ihre Folgen halten – doch nachdem mein Kleiner sich klaglos von einem anderen Jungen hat vermöbeln lassen, fürchte ich insgeheim, dass er womöglich zum Weichei wird, und rate: «Hau zurück! Du musst zeigen, dass du der Stärkere bist!» Gerade so konnte ich mir noch den Satz «Sei ein echter Kerl!» verkneifen und erschrecke mich dabei vor mir selbst.

Wenn mein Schreibtisch zu voll ist, führe ich am Wochenende ein Leben als 50er-Jahre-Mann, ich verkrieche mich hinter dem Rechner und genieße die Arbeitsteilung: Ich höre Töpfe und Pfannen im Hintergrund scheppern, werde von meinem Mann zum Essen gerufen, sehe die Kinder für einen entspannten Moment – und dann ist auch gut. Ich streiche ihnen liebevoll über die Köpfchen und lasse das Küchenchaos hinter mir. Am liebsten würde ich mir zurück am Schreibtisch wie Don Draper in *Mad Men* eine Zigarre anstecken und einen Drink einschenken, während ich denke: Kein Wunder, dass so viele Männer sich gegen die Gleichberechtigung wehren. Mein Leben könnte ewig so weitergehen – das Patriarchat ist super! Zumindest, sofern man auf der richtigen Seite sitzt ... Hoppla, das ist ja nun auch alles andere als ein feministischer

Gedanke. Als Feministin will ich doch nicht, dass wir die Rollen umkehren, sondern dass Männer und Frauen sich beruflich und privat auf Augenhöhe begegnen und sowohl Erziehungsarbeit als auch alle anderen Verantwortlichkeiten gerecht untereinander aufteilen.

Aber anstatt genau das zu Hause umzusetzen, nehme ich beim ersten Kind die längere Elternzeit und heule Rotz und Wasser, als die Kitatür zum ersten Mal hinter meinem Sohn ins Schloss fällt – was bitte soll das? Ich bin so froh, endlich wieder arbeiten zu können – und rolle gleichzeitig das schlechte Gewissen schneller vor mir aus, als ein Muslim seinen Gebets- teppich aus der Zimmerecke holen kann.

Wenn ich Ablenkung brauche, krame ich eine alte *Sex-and-the-City*-Staffel hervor und hoffe, dass Carrie und Mr. Big endlich wieder zusammenkommen. Geht's noch? Es mag ja in den 90er Jahren revolutionär oder gar feministisch gewesen sein, dass Frauen nicht nur offen über Sex reden, sondern sich ihn auch nehmen, wenn ihnen danach ist. Aber letztlich ging es in dieser Serie doch darum, dass die Helden den Mann fürs Leben findet und währenddessen unzählige Designerklamotten anhäuft. Warum fühlt sich das ewige Geschnatter über Liebe in Kombination mit diesen Bildern trotzdem so gut an? Oder will ich nur rauskriegen, wie man sich mit dem Schreiben einer Sexkolumnen ein Apartment in New York, unzählige Restaurantbesuche und Unmengen überreuter Schuhe leisten kann? Die Feministin in mir hat sich offensichtlich mal wieder hinter dem Sofa verkrochen, womöglich will sie nichts mehr mit mir zu tun haben. Ich kann es ihr nicht verdenken.

Um zu verstehen, warum ich so bin, wie ich bin, muss ich nur ein, zwei Generationen zurückgehen. Wir Kinder der 60er, 70er und 80er Jahre wurden von Frauen erzogen, denen

klare Rollen zugewiesen wurden, die sie begannen, in Frage zu stellen. Unsere Mütter fingen an, für mehr Gleichberechtigung zu kämpfen, und verzweifelten daran gelegentlich. Einige von ihnen hatten bereits Männer, die kochen konnten oder sogar den Kinderwagen schoben – das war in den 70er und 80er Jahren etwas Besonderes. In unserem ostfriesischen Landstrich wurde nur der Klavierlehrer meiner Schwester mit einem Kinderwagen gesichtet, und das sorgte Mitte der 80er Jahre im Dorf für mehr Aufregung als die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl. Blicken wir zurück in diese Zeit, in der meine Prägung begann. Denn was man in seiner Kindheit lernt, speichert sich so richtig schön auf der Festplatte ab, brennt sich geradezu ein – und kann nur äußerst schwer überschrieben werden.

Mein Sexismus-Studium

14

Noch bevor ich zur Schule kam, begann ich, Sexismus zu studieren. Dafür musste ich mich nicht anstrengen, sondern einfach meine natürliche Umgebung beobachten. In meinem kleinen ostfriesischen Heimatdorf wurde das Patriarchat gelebt, und keiner kam auch nur ansatzweise auf die Idee, es anzuzweifeln. Hier lebten alle erwachsenen Frauen entweder das Modell Hausfrau oder das bis heute sehr beliebte Modell «Mutti verdient was dazu, ist aber trotzdem Hausfrau». Wir werden später beleuchten, was sich daran wirklich geändert hat. Dass Frauen zum Beispiel die alleinige Verantwortung für das leibliche Wohl aller hatten, war eine Selbstverständlichkeit. Am besten lässt sich das an unseren vielen Familienfesten beschreiben: Unzählige Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen sitzen im Wohnzimmer meiner Oma, und es gibt ununterbrochen etwas zu essen: mittags riesige Fleischplatten, dazu Rotkohl und Kartoffeln, danach Tee und eine Kuchenauswahl, die jeden Konditormeister demütig stimmen würde (schließlich brachte jede Frau eine mehrstöckige selbstgebackene Torte mit). Direkt im Anschluss gab es Knabbereien und den ersten Alkohol, damit bis zum Abendbrot nur kein kleiner Hunger entstand. Zum krönenden Abschluss bergeweise Schnittchen, die mit der Rechtfertigung «Wir müssen doch die Landwirtschaft unterstützen» mehr als großzügig belegt worden waren.

Für die Zubereitung und das Auf- und Abtragen all dieser Speisen samt Geschirr waren ausschließlich die Frauen zuständig. Sie saßen eigentlich kaum, sondern wuselten ununterbro-

chen hin und her, nur zum Essen ließen sie sich kurz nieder, um direkt danach wieder aufzuspringen, die nächste Runde vorzubereiten, Getränke zu holen oder Gläser abzuwaschen.

Und was taten die Männer in dieser Zeit? Sie saßen. Und saßen. Und redeten. Und saßen. Gelegentlich standen sie auf, um zur Toilette zu gehen, aber noch lieber verrichteten sie ihre Notdurft draußen. Warum? Es ist mir schleierhaft. Mir fällt nur ein Grund ein: Sie taten es, weil sie es konnten.

15

Ich erinnere mich bis heute lebhaft an den Tag, an dem es meiner Mutter zu bunt wurde und sie nicht länger bereit war, nach jedem Familienfest in einem vollgepinkelten Vorgarten zu stehen. Nachdem alle Gäste das Haus für die Geburtstagsfeier betreten hatten, schloss sie kurzerhand die Haustür ab, und siehe da – die Männer fanden ganz allein den Weg zur Toilette.

Doch zurück zu der großen Tafel, die ununterbrochen geleert und wieder gefüllt wurde. Eine Szene hat sich tief in mein Gedächtnis gebrannt: Eine meiner Tanten beugt sich weit über den riesigen Tisch, um an die winzige Teetasse ihres Mannes zu gelangen, in der einen Hand hält sie die Kanne, mit der anderen mühsam ihr Gleichgewicht. Für ihren Mann wäre es ein Leichtes gewesen, ihr zu helfen, eine kleine Armbewegung hätte genügt, um ihr die Tasse entgegenzuschieben – gut, vielleicht hätte er sich ein kleines bisschen vorbeugen müssen. Doch er tat es nicht. Er sah seelenruhig und tief im Sofa versunken zu, wie sie sich abmühte und fast den Arm auskugelte, endlich an seine Tasse kam, sie mit Kluntjes – das ostfriesische Wort für Kandis – gefüllte, ihm frischen Tee einschenkte, Sahne dazugoss und das fertige Gesamtkunstwerk erneut unter großen Mühen an seinen Platz zurückstellte. Er bedankte sich noch nicht einmal, nahm nur die Tasse und

trank. Damals stieg zum ersten Mal eine kalte Wut in mir auf, denn plötzlich begriff ich, dass es an diesem mir so vertrauten Ort zwischen Mann und Frau ein Machtgefälle gab. Warum wurden die Männer so selbstverständlich bedient und die Frauen bedienten sie – als sei das naturgemäß? Bis dahin hatte ich nur hin und wieder ein diffuses Unbehagen gespürt, eine Ahnung, dass es nicht der Hauptgewinn war, ein Mädchen zu sein. Ich konnte dieses unangenehme Gefühl nicht erklären, ich bemerkte nur, dass Jungen mehr Aufmerksamkeit bekamen und man sie manchmal für Dinge lobte, die ich selbstverständlich fand. Doch das ergab keinen Sinn! Erst diese kleine geblümte Teetasse öffnete mir die Augen, sie war mein Baum der Erkenntnis und erschütterte mich tief. Es gab offensichtlich Menschen erster und zweiter Klasse. Zur ersten gehörten die Männer, sie wurden bedient – in der anderen waren die Frauen, die sie bedienten. Aber warum? Weil nur die einen im Stehen pinkeln konnten?

Jüngere Generationen und auch Zeitgenoss*innen erklären mich an dieser Stelle womöglich für hysterisch, ältere halten dagegen, dass die armen Männer, die sich damals am Sonntag bedienen ließen, die ganze Woche über hart gearbeitet hatten, während Sigmund Freud mir hämisch «Siehste, doch Penisneid!» zuruft.

Doch ich spürte anhand dieser ausbleibenden Hilfsbereitschaft, dass Frauen und Männer hier nicht gleichberechtigt zusammenlebten, dass man sich nicht gegenseitig unterstützte, dass die Wertschätzung für das weibliche Geschlecht fehlte und es zwei Lager gab. Und ich hockte mittendrin, wäre lieber sitzen geblieben im Zigarettendunst der Männer, um ein paar zotigen Anekdoten zu lauschen und etwas über die Welt da draußen zu erfahren, anstatt den Frauen in der Küche zur

Hand zu gehen. Ich wusste nicht, wo ich hingehörte. Die Gespräche der Männer waren in meinen Ohren interessanter, doch ich fühlte mich eher den Frauen in der Küche zugehörig, zu denen meine Schwester und ich oft genug gerufen wurden, um Spargelröllchen zu drehen, eine so furchtlose wie labberige Kombination aus eingelegtem Spargel, gekochtem Schinken und sehr viel Remoulade. Ich kann mich nicht erinnern, dass einer meiner zahlreichen Cousins jemals mit dieser Aufgabe konfrontiert worden ist.

17

Bin ich eine Feministin, die insgeheim glaubt, dass Jungen etwas Besseres sind? Nein, das kann ich ausschließen, eher bin ich zur Feministin geworden, weil mich die von mir empfundene Ungleichbehandlung von klein auf beschäftigt hat.

Bin ich eine Feministin, die davon überzeugt ist, dass ihr natürlicher Lebensraum die Küche ist? Natürlich nicht, aber ich fühle mich bis heute verantwortlicher für das, was auf den Tisch kommt, als mir lieb ist.

Ich frage mich rückblickend, ob sich mir die Teetassen-Szene auch als Junge derart ins Gedächtnis gebrannt oder ob ich sie als Selbstverständlichkeit hingenommen hätte.

Kinder identifizieren sich ab einem Alter von ca. vier Jahren mit dem eigenen Geschlecht. Sie wissen zu diesem Zeitpunkt in der Regel, welchem Geschlecht sie selbst angehören, sie beobachten das Handeln der Männer und Frauen und ziehen daraus ihre Schlüsse. Insbesondere mit Hilfe der Vorbilder aus der Familie entsteht ihre erste Geschlechteridentität, darüber hinaus identifizieren sie sich mit gleichgeschlechtlichen Personen aus ihrem näheren Umfeld. Darum beobachtete ich die Frauen so genau, während meine Cousins sie vermutlich kaum wahrgenommen haben – es sei denn, sie hatten Hunger.

Es wird Zeit herausfinden, wieso ich als Feministin in den

Kreißsaal ging und als Hausfrau und Mutter wieder herauskam. Warum ich es über ein Jahrzehnt nach der Geburt meines ersten Kindes weder geschafft habe, mein früheres Leben fortzuführen, noch mich den Erwartungen zu widersetzen, die an Frauen gestellt werden. Und weshalb Doppelmoral mein zweiter Vorname zu sein scheint. Bin ich die schlechteste Feministin aller Zeiten, ein «Bad Feminist», wie sich die Literaturprofessorin Roxane Gay in ihrem gleichnamigen Buch beschreibt? Sie sei lieber eine schlechte Feministin als gar keine, erklärt sie darin am Ende – zumindest das lässt mich hoffen.